

Klaus Harpprecht

## Ein Tagebuch aus dem ersten Kalten Krieg – als Ratgeber für den zweiten

Eine erstaunliche Ausgrabung, dieses Tagebuch aus den Jahren 1945 und 1946, das uns unter dem schönen Titel *Und alles war still* auf den Tisch gelegt wird. Doch für die Leser/innen der jüngeren Generationen muss wohl begründet werden, warum diesen Aufzeichnungen eines jungen amerikanischen Offiziers ein so ungewöhnlich hoher Rang zukommt. Ihnen mag der Name Melvin J. Lasky nicht mehr allzu viel sagen. Woher sollen sie wissen, dass der Autor des »deutschen Tagebuches 1945« eine Schlüsselfigur für den politischen und geistigen Aufbau Berlins, für den Widerstand gegen den Stalinismus, für die junge amerikanisch-deutsche Allianz war? Dass er im Oktober 1947 zum unerschrockenen Zeugen für die Freiheit des Geistes wurde, als er am letzten Tag eines sowjetisch-ostdeutschen Marionetten-Kongresses von Schriftstellern ans Rednerpult trat, um gegen die Zensur zu protestieren, wo immer sie die Gewissen knebelte, auch in den Vereinigten Staaten, die er keineswegs schonte. Doch schließlich sprach er vom System der Unterdrückung in der stalinistischen Sowjetunion, nannte Namen von Dichtern, zitierte ihre Werke, wies hin auf ihre (so oft) düsteren Geschehnisse. Zunächst zeichnete schieres Entsetzen die Gesichter im Saal: Darauf war keiner vorbereitet. Mitten in Ostberlin, sozusagen vor den Geschützrohren der Roten Armee, nur einen Schritt weit von den Verhörkellern des NKWD entfernt, wagte es ein junger Mann, die stalinistische Diktatur offen herauszufordern. Nach der Schreckminute heulte das Heer der Freiheitsfeinde und ihrer Mitläufer im Publikum auf: »Faschist«, »Kriegshetzer«, »Verräter«... Nur sein amerikanischer Pass und die Präsenz westlicher Journalisten schützten den jungen Mann. Ohne seine Zu-

gehörigkeit zur mächtigsten Sieger- und Kontrollmacht in Berlin hätte er die Westsektoren der Stadt niemals wieder erreicht. Die erste Stimme im besiegten Deutschland, die den roten Terror beim Namen nannte.

Melvin Lasky, der lebhaft junge Ex-Offizier mit den starken, hellwachen Augen und dem ironisch auf Lenin dressierten Spitzbart, war der vitale Zeuge des Vertrauens, das seit der Luftbrücke und dem Marshall-Plan zwischen Deutschen und Amerikanern gewachsen war. Die GIs wurden nicht mehr als Besatzer, sondern lange schon vor dem Einlass der Deutschen in die Atlantische Gemeinschaft als Vertreter der Schutzmacht betrachtet. Sollten sich nun, sechs Jahrzehnte später, Putins großrussisches Imperium und die europäischen NATO-Staaten tatsächlich in einem neuen Kalten Krieg begegnen, dann wäre es höchste Zeit, dass sich die Amerikaner und die Europäer an die (keineswegs selbstverständliche) Solidarität erinnerten, mit der ihre Großeltern und Eltern gemeinsam die Konfrontation mit der stalinistischen und nachstalinistischen Sowjetunion bestanden hatten.

Nein, auch damals waren die Beziehungen nicht immer spannungslos, sondern nach der Gründung der Bonner Republik oft von der Skepsis des alten Adenauers beunruhigt, der stets fürchtete, die Vereinigten Staaten könnten dem alten Europa den Rücken kehren. Henry Kissinger wiederum war zu Beginn der Ostpolitik Willy Brandts von dem Verdacht besessen, die Deutschen würden sich nur zu willig dazu verführen lassen, den Moskauer Avancen zu einer Umkehr der Allianzen nachzugeben. Die tiefe Verankerung des ersten sozialdemokratischen Kanzlers in der Welt und in den Werten des Westens wollte er lange nicht zur Kenntnis nehmen. Er schien ver-

gessen zu haben, dass John F. Kennedys triumphaler Empfang in Berlin demonstrierte, wie tief die Bindung an die Vereinigten Staaten im Gemüt der Deutschen verwurzelt war – in einer Art Idealkonkurrenz mit dem Werk der europäischen Vereinigung.

Melvin Laskys legendäre Zeitschrift *Der Monat* präsentierte seit Oktober 1948 eine Elite des freien Geistes aus aller Welt – ob liberal-konservativer oder links-sozialistischer Prägung: Eine entschlossen antitotalitäre Haltung war das einigende Element. Dem Versuch, der Bewegung eine organisatorische Form zu geben (im »Kongress für die Freiheit der Kultur«), war freilich kein Glück beschieden. Liberale Persönlichkeiten entziehen sich in der Regel jeder administrativen Aufsicht – kraft ihrer natürlichen Neigung zur Anarchie, die den Amerikanern nicht unvertraut war, für die ordnungsliebenden Deutschen freilich eine fremde Mentalität. (Das Experiment war ein für alle Mal gescheitert, als ans Tageslicht kam, dass der »Kongress« und seine Zeitschriften partiell von der CIA finanziert wurden, die ihr Geld wohl niemals für ein besseres Werk ausgegeben hat.)

## Der ungeliebte Weltgendarm

Indes, der Prozess der Entfremdung wurde durch die problematische Rolle des »Weltgendarmen« beschleunigt, die den Vereinigten Staaten zufiel: das wachsende Engagement in den unterschiedlichsten Weltwinkeln, in die ihnen die Deutschen, ja die Mehrheit der Europäer nicht folgen mochte(n). Genannt seien Vietnam oder der Irak, die Felder von Groß- und Kleinkriegen, in denen die Amerikaner, trotz ihrer Überlegenheit, nirgendwo als strahlende Sieger gefeiert wurden. Eine große Ausnahme gab es gleich zu Anfang der vielen Prüfungen ihrer weltpolitischen Autorität: die Kuba-Krise, die der jähzornige Chruschtschow heraufbeschworen hatte, der von den Kennedys mit einer glanzvollen Strategie von Härte und Flexibilität zum raschen Rückzug gezwungen wurde. Knapp drei Jahrzehnte danach: der Zusammenbruch der Sowjetunion, die dulden musste, dass sich Ost- und Mitteleuropa in die Freiheit entließen.

Das katastrophale Ende des Imperiums, das den Völkern jenseits der Elbe die Chance schenkte, Schutz vor künftigen Bedrohungen in der Europäischen Union und in der NATO zu suchen, könnte die eigentliche Ursache einer Wiedereröffnung des Kalten Krieges durch Wladimir Putin sein, der den Russen eine Renaissance des Imperiums und damit eine Tilgung der Schmach der 90er Jahre bescheren will. Es versteht sich, dass damit die amerikanische Weltmacht von Neuem auf den europäischen Plan gerufen wird – und es wäre in der Tat höchste Zeit, dass sich die Mächtigen in Berlin um eine Revitalisierung der Allianz bemühen. Leicht hält das nicht, denn längst sind in der vereinten Hauptstadt eben jene Generationen am Werk, die – anders als die Gründer der Bundesrepublik, ihre Kinder, auch noch manche der Enkel – die Begegnung mit Amerika nicht mehr als das Urerlebnis der Freiheit erfahren haben.

Die Kanzlerin spricht zwar ein passables Englisch, aber damit löscht sie den Eindruck nicht aus, dass sie in Amerika fremdelt, dass sie eine gewisse Distanz zum Präsidenten nicht zu überwinden vermag, dass sie den sensationellen historischen Glücksfall der Wahl eines schwarzen Bürgers ins Weiße Haus nicht mit gleicher Intensität mit- und nachempfand wie so viele Bürger/innen des deutschen Westens, die in einem Winkel ihres Herzens immer auch und immer noch ein wenig Amerikaner sind. Auch wenn sie emotional distanziert bleibt, wird sich Frau Merkel rational gewiss nicht der Einsicht in die Notwendigkeit einer Erneuerung des Bündnisses entziehen. Voraussetzung ist, dass sie und mit ihr die Koalitionspartner die Konfliktstoffe in den transatlantischen Beziehungen beiseite räumen.

Gäbe es den *Monat*, lebte Melvin Lasky noch, dann hätte er den Oberen in Berlin und in Washington längst die Leviten ge-

lebt. Gäbe es den *Monat*, lebte Melvin Lasky noch, dann hätte er den Oberen in Berlin und in Washington längst die Leviten ge-

sen. Er nahm, sein Tagebuch beweist es, im Gespräch mit Freunden, ob Amerikanern oder Deutschen, in der Regel kein Blatt vor den Mund. *Liebe zur deutschen Kultur* Damals, im Februar 1945, achtete niemand auf den kleinen Leutnant, der wenige Wochen zuvor seinen 25. Geburtstag gefeiert hatte, Sohn einer Immigrantenfamilie aus der polnischen Textilstadt Lodz. Lt. Lasky war als Feldhistoriker nach Europa kommandiert worden als Mitglied jenes seltsamen Corps von amerikanischen Intellektuellen, die den Auftrag hatten, die geschehene Kriegsgeschichte sozusagen »live« aufzuzeichnen. Indes, der kritische junge Mann hielt nicht viel von diesen fragwürdigen Versuchen, Spontangeschichte zu schreiben. Geradezu triumphierend zitierte er im »Tagebuch« die zensierte Fassung des Berichtes über einige Kampftage im Elsass, den er und ein Kollege gewissenhaft gefertigt hatten. In der redigierten Version der Stabsoffiziere war jede halbwegs kritische Anmerkung beseitigt und jeder Hinweis auf Schwierigkeiten oder Verluste glattgebügelt worden. Was blieb: das Hohe Lied der tapferen GIs und ihrer umsichtig-entschlossenen Führung. Lasky fügte an: »Dies ist unsere Wahrheit, die niemanden frei macht und niemanden so versklavt wie unser armes Selbst.«

Mit scharfen Meinungen hielt der junge Mann in seinen Selbstgesprächen in den Tagebuchheften nicht hinterm Berg. Anders als die meisten seiner Kollegen sprach er Deutsch. Es ist zu vermuten, dass bei ihm zuhause, wie in so vielen polnischen (oder russischen) Einwanderer-Familien, das Jiddische noch lange den Alltag durchdrang, dass da und dort sogar die Erinnerung an das Hochdeutsche wach blieb – als Beweis der Achtung vor dem »deutschen Geist«, der im osteuropäischen Bürgertum so tief respektiert wurde, den Philosophen und Dichtern, die man als eine Art von Hausgöttern verehrte, vor der deutschen Bürgergesellschaft, die als die Heimat der Kultur galt

(bis es die osteuropäischen Juden auf die schrecklichste Weise anders lernen mussten). Vermutlich war in Laskys Elternhaus die Tradition der Liebe zur deutschen Kultur noch nicht völlig zerbrochen, und es war seine heimliche Hoffnung, dass es einer klugen Besatzungspolitik gelingen würde, dieses Kultur-Deutschland, das die Nazis so brutal geschändet, ja partiell vernichtet hatten, wieder erstehen zu lassen.

Das kleine Corps der Kriegshistoriker nahm schließlich Quartier in Heidelberg. Dort fand Lasky das »geistige Deutschland«, das ihm durch seine Herkunft und sein Studium vertraut war. Er lernte Karl Jaspers kennen, der sich endlich aus der Isolation zu befreien vermochte, die ihm von den Nazis auferlegt worden war: die Strafe für seine konsequente Weigerung, sich von seiner jüdischen Frau zu trennen. Mel Lasky begegnete auch der Witwe des großen Max Weber, die längst eine intellektuelle Autorität aus eigener Leistung gewonnen hatte. Das war das Deutschland, das er gesucht hatte, das Deutschland, in dem er sich zuhause fühlte, mit dem er leben, in dem er fürs Erste bleiben wollte, das ihn bewog, seinen Abschied von der Armee zu nehmen, um wieder als Journalist zu arbeiten, wohl auch einer schönen jungen klassischen Tänzerin zuliebe, die später die erste Mrs. Lasky wurde.

Die Heidelberger Zuflucht machte ihn nicht blind für die Wirklichkeit des zerstörten und in seiner Substanz erschütterten Deutschland. Auch nicht für die Fehler einer Besatzungspolitik, die nicht realistisch genug vorausgedacht worden war. Umerziehung?

Konsequente Austreibung der Nazis aus dem öffentlichen Leben? Die hilflosen, oft auch ratlosen Kleinregenten der Militärregierung, entdeckten zu ihrer Überraschung, dass der Aufbau einer funktionierenden Verwaltung ohne das Heer der kleinen Parteibürokraten kaum möglich zu sein schien. So hockten alsbald die braunen

*Der Sündenfall der jungen Republik*

Funktionäre wieder an ihren alten Schreibtischen, was immer die Regeln der schematischen »Entnazifizierung« auch besagten. Der inneren Befreiung der Deutschen diente das nicht. Die westlichen Besatzungsmächte mit ihrer pragmatischen Gleichgültigkeit nahmen es hin – dies war das bitterste Versagen –, dass die Justiz alles in allem ungeschoren blieb. Die Blutrichter und das gesamte Personal der Rechtsschänder in der Nazijustiz blieben unbehelligt. Die Herren deckten sich gegenseitig. Nicht einer von ihnen wurde für seine mörderischen Urteile zur Rechenschaft gezogen (von den Amerikanern so wenig wie von den Briten und Franzosen). Das ist die schlichte Erklärung des Skandals, warum Jahrzehnte ins Land gingen, ehe sich deutsche Staatsanwälte ans Werk machten, wenigstens die schrecklichsten Verbrechen des Regimes zu ahnden. Dies konnte erst geschehen, als sich das Gros der nazistischen Rechtsschänder in den Ruhestand

(mit voller Pension) zurückgezogen hatten oder eines friedlichen Todes gestorben war.

Mel Lasky hielt seine Kritik streng unter Verschluss. Sein Plan, eine große Zeitschrift zu gründen und mit ihrer Hilfe einer jüngeren Elite den Weg in die freie Welt des freien Geistes zu öffnen, erlaubte keinen Konflikt mit der Militärregierung. Sein großes Projekt – die Zeitschrift internationalen Geistes – brauchte eine alliierte Lizenz. Also den guten Willen der Militärregenten. Vor allem aber ihre Bereitschaft, eine Publikation dieses Anspruchs zu finanzieren. *Der Monat* war in der Tat wichtiger als das (übrigens glänzend geschriebene und nun adäquat von Christa Krüger und Henning Thies übersetzte) Tagebuch. Immerhin lernen wir ein weiteres Mal, dass die schärfste und effektivste Zensur stets die Selbstzensur war – und ist.

*Melvin J. Lasky: Und alles war still. Deutsches Tagebuch 1945. Rowohlt, Berlin 2014, 496 S., 24,95 €.*



#### Klaus Harpprecht

ist Herausgeber dieser Zeitschrift, war u.a. Berater von Willy Brandt. Bei S. Fischer erschien im November: *Schräges Licht. Erinnerungen ans Überleben und Leben.* 2011 erhielt er nach 1966 zum zweiten Mal den Theodor-Wolff-Preis, dieses Mal für sein Lebenswerk.

Ulrich Baron

## Taube und Panzer

### Bücher zum Ersten und Zweiten Weltkrieg

Eines der bemerkenswertesten Bilder aus dem Ersten Weltkrieg findet sich in Jörn Leonhards Monografie *Die Büchse der Pandora* auf Seite 581. Aus dem stählernen, mit großen Nietten besetzten Seitenauswuchs eines frühen Panzers, der an eine mittelalterliche Pechnase erinnert, ragen die Läufe zweier Maschinengewehre und eine menschliche Hand. Die Hand hält eine weiße Taube. Das ist kein Friedenszeichen, sondern ein Akt militärischer Nachrich-

tenübermittlung. Schon bevor die Erbauer von Festungen deren Mauern mit Wehreckern ausstatteten, haben Brieftauben zu Lande wie zur See der kriegerischen Kommunikation gedient.

Das Foto demonstriert aber nicht nur die Ambivalenz von Symbolen und, wie die Bildunterschrift postuliert, die »Ungleichzeitigkeit des Krieges«, sondern auch dessen Transformationskraft. Die Festung, deren Wehrhaftigkeit und Unverrückbar-